



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 111.

Freitag, 11. Mai.

1928.

(17. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

Der Direktor hatte sich nervös erhoben, versenkte die Hände in den Hosentaschen und blieb dicht vor seinem sonderbaren Gegenüber stehen. Im Verlaufe einer langen Bühnenkarriere war ihm schon ein veritable Panoptikum von allerlei verrückten Käuzen durch die Hände gegangen. Eine der allerabnormsten Typen aber schien dieser Mensch hier zu sein. Er hätte seiner Unterredung längst ein Ende bereitet, würde es ihn nicht gezeigt haben, der Sache doch noch irgendwie auf den Grund zu kommen. Und so erkundigte er sich ungebüdig:

„Herrgott noch mal — was wollen Sie denn eigentlich dauernd von dem Herrn von Yskem? Der scheidet doch hier vollkommen aus!“

Der andere war gleichfalls aufgestanden.

„Das dacht' ich ebenfalls“, sagte er düster, „aber wir irren uns beide. Ober haben Sie denn noch gar nicht bemerkt, wie die Fräulein Lint ihr „Sehnsuchtslied“ singt? Ohne daß ich es früher von ihr hörte, weiß ich doch: Seitdem Rittmeister von Yskem das da in Hamburg passiert ist, bedeutet es ihr mehr als nur eine der Nummern ihres allabendlichen Repertoires. Ich kann mich nicht so klar ausdrücken. Aber wenn Sie morgen während des gleichen Bildes wieder im Theater sind und Fräulein Lint beim Singen beobachten und auf den Klang ihrer Stimme achten, dann werden Sie doch verstehen, was ich mit all dem meine. Erraten allerdings werden Sie auch dann nicht, weshalb ich mich jowei vergessen konnte. Ihre ganze Vorstellung zu stören.“

„Nein“, gestand der Direktor und gab das aussichtslose Rennen auf. „Aber zumindest werden Sie nichts dagegen haben, wenn ich Fräulein Lint über mein Gespräch mit Ihnen unterrichte.“

„Im Gegenteil, — ich bitte Sie, es zu tun und ihr gleichzeitig meine Entschuldigung auszusprechen, falls ich sie vielleicht erschreckt haben sollte.“

Sein Gegenüber versuchte es mit seinem allerleiteten Trick.

„Vielleicht würden Sie Wert darauf legen, es selbst zu tun? In diesem Falle könnte ich es unter Umständen ermöglichen, Fräulein Lint zu veranlassen, daß sie Sie ein paar Minuten empfängt.“

Da wisch der Letztere zurück und hob in fast entseheter Abwehr die Hände zu halber Höhe.

„Nein!“ bat er bestürzt. „Um Gottes willen, nein, ich wünsche die Dame unter keiner Bedingung persönlich zu sprechen!“

„Na, hören Sie, — schmeichelhaft ist das für meine Diva nun gerade auch nicht!“

Der mit den finsternen Augen sah ihn hilflos an.

„Das versteh' ich nicht, was Sie damit sagen wollen. Aber wenn ich Sie bitten dürfte, mich jetzt zu entlassen. Und sofern Ihnen durch mich irgend ein materieller Nachteil entstanden ist, komme ich dafür selbstverständlich auf. Ich heiße Horst Rowalt und wohne in der Sybelstraße 149 in Charlottenburg. Den Beweis für die Richtigkeit meiner Angaben kann ich Ihnen durch meinen Va . . .“

Er machte Miene, seine Brieftasche zu ziehen, doch legte ihm der Direktor die Hand auf den Arm.

„Sie schulden mir nichts, Herr Rowalt. Und wenn Sie jetzt zu gehen wünschen, so steht dem nichts im Wege.“

„Guten Abend“, sagte der andere kurz, machte eine forstete Verbeugung und verließ das Theaterbureau.

Der Direktor und der Oberschließer starrten ihm lopfslüttelnd nach.

Horst Rowalt hatte den Hut nicht aufgesetzt, als er das Theater verließ, behielt ihn auch in der Hand, während er auf die Straße hinaustrat und sich nach links wandte — den Linden zu.

Das Branden und Losen des allabendlichen Berliner Verkehrs schien er gar nicht zu merken. In tiefe Gedanken verponnen, ging er seines Weges. Erst die Friedrichstraße hinab, dann auf der kiesbestreuten Mittelpromenade entlang. Er schien müde zu sein, erschlaft unter der starken Reaktion, die nach jenem seltsamen Geschehen über ihn herfiel.

Die süß verhaltene Schwermut jenes Liedes wanderte mit ihm, sang und schluchzte noch immer in seinem Empfinden, wollte noch immer nicht die leichten Fesseln lösen, die ihn vorhin der Kraft klarer Überlegung beraubt hatten.

„Seit du mich einsam liebst zurück,

„Ist meine Seele gestorben“ murmelte er einmal und trocknete sich die feinen Schweißperlen von der Stirn.

Am Brandenburger Tor zog er seine schwergoldene Uhr, winkte ein vor dem „Adlon-Hotel“ freigewordenes Auto heran und ließ sich zum Steinplatz fahren.

„Ich erreiche ihn noch!“ murmelte er, während der Kraftwagen an der französischen Botschaft vorübergliet.

Im „Regent-Klub“ schien er bekannt zu sein. Wenigstens begrüßten ihn die beiden galonierten Diener mit jenem leisen vertraulichen Lächeln, das sie nur bevorzugten Habitues des Klubs gönnen.

Er achtete nicht darauf.

„Herr Konsul ist abwesend?“ fragte er und ließ sich die Uebersachen abnehmen, die er über dem Arm getragen.

„Herr Konsul war vorhin hinten im Bureau, befindet sich aber mit Madame Trignard in den vorderen Räumen.“

Horst Rowalt nickte dankend.

Spähend durchquerte er den Speisesaal und Parlour-Room. In der Bibliothek entdeckte er sie beide, in halblaut geführte eifrige Unterhaltung vertieft.

Der Konsul d'Arzilia erhob sich sofort, kam ihm entgegen, griff nach der Rechten des Eingetretenen und schüttelte sie herzlich.

„Ausgezeichnet, daß Sie doch noch kommen. Ein ebenso unerwarteter wie später Gast. Madame Trignard sprach mir soeben die bedauernde Vermutung aus, daß wir heute auf Ihre Anwesenheit würden verzichten müssen.“

Horch! Rowalt hatte die Französin nur mit seiner charakteristischen, korrekt unpersonlichen Verbeugung begrüßt.

„Ich war soeben im Esplanade-Theater!“ sagte er bedeutungsvoll.

Der Portugiese stutzte.

„Im Esplanade-Theater? Weshalb denn gerade dort?“

„Weil ich Rena Lint einmal von Angesicht zu Angesicht sehen wollte.“

Die tief zwischen Tränenäpfchen liegenden Augen d'Arzillas flimmerten argwöhnisch auf.

„Darf ich den Grund dieses Wunsches erfahren?“

„Ich hatte gestern in einer Zeitschrift der eleganten Welt eine Plauderei über unsere prominentesten Berliner Bühnenkünstlerinnen gelesen. An erster Stelle war da Fräulein Rena Lint aufgeführt und die Tatsache erwähnt, daß ihre Verlobung mit dem Rittmeister von Yskem eine reine Herzensangelegenheit sei. Sie wissen: bisher hielt ich die Beziehungen der beiden für eine Sache völlig oberflächlicher gegenseitiger Eitelkeit und Eifersucht und hatte mit der Person Fräulein Lints überhaupt nicht gerechnet. Da las ich den Artikel und wurde stutzig. Deshalb wollte ich diese Rena Lint einmal in ihrem eigentlichen Rahmen auf der Bühne sehen.“

„Und zu welchem Ergebnis hat Ihr Besuch des Esplanade-Theaters Sie nun geführt?“ Das war die etwas scharfe Stimme der Französin, die sich gleichfalls erhoben hatte, um zu den beiden Herren zu treten.

„Zu dem Ergebnis, Madame, daß diese Verlobung tatsächlich eine reine Herzensangelegenheit sein muß!“

Sie lachte höhnisch auf.

„Das wollen Sie in den paar Stunden und vom Zuschauerraum aus festgestellt haben?“

„Mit einer Unbedingtheit, die nichts wieder erschüttern kann!“ erwiderte er fast schroff und von irgend einer heimlichen Sorge gequält. „Wenn Sie das Singen dieser Frau und den heimlichen Unterton in ihrer Stimme gehört, wenn Sie gesehen hätten, wie ihre Lippen in verhaltenem Schmerz zuckten und wie trostlos ihre Augen waren bei den Worten:“

„Seit du mich einjam liebst zurück,“

„Ist meine Seele gestorben.“

„Wenn Sie das gesehen und gehört hätten, dann —“ Theater!“ unterbrach sie achselzuckend. „Sie spielte einfach ihre Rolle; nichts weiter!“

„Sie spielte sich selbst!!“

Sein Gesicht war bleich vor tiefer Erregung, die ihn mehr und mehr übermannte.

„Herr Konsul“, verzogte er und wandte sich dem kleinen unterseitigen Herrn wieder zu. „Ich bin betroffen, wie ich es noch nie im Leben war. Weil die grundlegende Voraussetzung, die den Ausgangspunkt der ganzen Aktion bildete, falsch war. Wäre der Rittmeister von Yskem allein getroffen worden, dann wäre das ein Alt ausgleichender Gerechtigkeit gewesen, und hätte dem vorgefaßten Plan entiprochen.“

„So ist es doch auch.“

„So ist es nicht!“ Er verlor mehr und mehr die Herrschaft. Er schrie fast, so daß Madame Trignard erschrocken die beiden Flügeltüren, die zum Parlour-Room führten, ineinander schob. „So ist es eben nicht! Das weiß ich seit heute abend, seit ich diese Frau singen und spielen sah. Entweder haben Sie mich bewußt getäuscht, oder Sie sind selbst falsch unterrichtet. Der Zeitschriftenartikel hat nicht gelogen; diese beiden Menschen lieben sich aus tiefster Seele! Deshalb ist von dem Hamburger Eklat nicht nur der Rittmeister von Yskem, sondern weit mehr seine Braut betroffen worden. Ein Mann sollte der verdienten Strafe anheimfallen, statt dessen ist das Glück einer völlig schuldlosen Frau zerstört worden. Einer Frau, die . . .“ Mit verlorener Handbewegung strich er sich über die Stirn, hinter der ein wüster Chaos herrschte.

Über den gelblich-fahlen Zügen des Portugiesen lag ein krampfhaft verlogenes Lächeln, das begütigend sein sollte. Begütigend auch war die Geste, mit der er seinem Gegenüber die Hand auf die Schulter legte.

„Lieber Freund“, sagte er vertraulich, „Sie sind

augenblicklich etwas — na ja — aus dem Gleichgewicht gebracht. Das eben ist ja die faszinierende Wirkung einer Künstlerin solchen Ranges. Man erlebt sie! Man vergibt das Theater und sieht nur den Menschen und die Frau. Man erliegt, ohne es zu ahnen, einer schweren Autosuggestion. So ist es auch Ihnen heute ergangen. Morgen früh wird das verschwunden sein. Morgen früh sehen Sie die Dinge wieder in ihrem wahren und nüchternen Zusammenhange und werden lächeln darüber, daß Sie eine gefeierte Schauspielerin, die eine große Dame von Welt und ein herzlos-fühlendes Geschöpf ist, für eine sentimental-romantische Bäckerschänke hielt.“

Nur ein einziges Wort schien in dem ehemaligen Oberzahlmeister haften geblieben zu sein.

Morgen!“

Und er fuhr aus starrem Brüten auf.

„Wir werden morgen darüber sprechen. Wir müssen ein Mittel und Wege finden, um zu verhindern, daß eine völlig schuldlose Frau einer Strafe zum Opfer fällt, die sie selbst ja gar nicht treffen sollte.“

Aber lieber Freund, wenn ich Ihnen doch sage, daß Sie lediglich einer flüchtigen Stimmung erlagen und daß keinerlei, wirklich keinerlei Mittel und Wege gefunden werden brauchen . . .“

Er verstummte erschrocken, denn der andere hatte mit jäher Bewegung die Hand von seiner Schulter verschucht.

Und wiederholte leise und drohend:

„Wir werden den Weg finden! Und sollten Sie es ablehnen, mir dabei zu helfen, dann finde ich ihn allein! Zweifeln Sie nicht an meinen Worten — ich mache Sie zur Wirklichkeit; morgen!“

Die beiden waren wieder allein.

Marcelle Trignard hatte sich in einen Sessel geworfen, während der Konsul mit großen Schritten den Raum durchmäanderte, in den drüben vom Spielsaal her die Stimmen der Gäste hereinbrangen.

„Nun?“ fragte er endlich und blieb ruckhaft vor ihr stehen.

Sie sah ihn von unten heraus ruhig an.

„Gefahr im Verzuge!“ sagte sie kalt und ohne Umhülfse. „Wir werden diese Nacht nicht viel Schlaf finden, denn wir haben scharf zu überlegen. Morgen vormittag ist er bei dir. Dann mußt du gewappnet sein. Sonst bechwörst du im Handumdrehen Katastrophen heraus!“

(Forts. folgt.)

Verschollener Brauch.

Von Gustav Salm.

Wem wird nicht feuchtfröhlich zu Mute, der den Namen St. Goar vernimmt? Reime, wie „Rhein“ und „Wein“, „Becher“ und „Becher“, klingen auf, und man gedient einer uralten Zeit, da Philipp der Großmütige scheidend seine Lände unter seine vier Söhne verteilte und zu Philipp sprach: „Lipps, du sollst St. Goar und Rheinfels haben, denn du trinkst so gern!“ — Der Schimmer der echten Wein- und Rheinromantik liegt über der alten, nun verunklarten und vergessenen Sitte, von der ich plaudern will. Mein Ge-währsmann ist Joh. Herm. Dielhelm in seinem Rhein-Antiquarius von 1744.

Sehr zweifelsüchtig gegenüber den Überlieferungen beginnt Dielhelm seine Schilderung damit, den Heiligen Goar für eine erdichtete Persönlichkeit zu erklären. Daß er darin irrt, hat wohl Peter Knab in seinem sehr gründlichen Buche „St. Goar, ein rheinisches Heimatbuch“, überzeugend nachgewiesen.

Noch zu seiner Zeit sah man am Zollhause von St. Goar ein messinges Halsband, das Burschband genannt. Nach ihm nannte sich eine Kaufmännische Gilde „Halsbands-Burschband“ oder auch „Hanseatenorden“. Sie führte ihren Ursprung aus Karl den Großen zurück, doch darf man eher an die Zeit der Städtehansa denken, dazu an eine Erinnerung an Karl V., der dem Orden eine Stiftung machte, einen Becher, ferner, wie behauptet wird, das Halsband selbst, das in Silber gedacht war, aber in Messing ausgeführt wurde, um nicht Diebstahlsgläste zu erweden. Nach anderen war es zuerst von Eisen, erst Friedrich V. und seine englische Gemahlin schenkten das messingene. Wie dem auch sei: das Halsband war da und die Herren vom Halsband-Orden wußten sich seiner zu bedienen.

Wenn nämlich ein Bruder in die Welt kam, so wurde er von den Brüdern der bekanntesten Gasthöfe „Zum grünen Wald“ und „Zur Lilie“ zum Zollturm geleitet und dort an das Halsband angeschlossen. Er hatte sich unter den umstehenden Paten zu wählen und sich zu entscheiden, ob er mit Wein oder Wasser getauft werden wolle. Wehe dem, der das Wasser wählte! Man legte ihm diese unheilviche Wahl als Geiz aus und bestrafe ihn, indem man ihm einen Kübel Wasser übergoß. Aber wer die Weintaufe wünschte, der ward unter fröhlichem Geleit in eines der beiden Gasthäuser geführt und dort gründlich, wenn auch innerlich, mit Wein getauft. Freilich hatte er zu den Kosten beizutragen und auch der Armen zu gedenken. Man setzte ihm eine Messingkrone auf und er mußte aus einem silbernen Becher, als dessen Stifter neben Karl dem Großen die schwedische Königin Christina und eine englische Königin genannt werden, vielerlei Gesundheiten trinken: die Karls des Großen, der beiden Königinnen, des regierenden Fürstenhauses, der Taufpaten, der ganzen Gesellschaft. Und man fann sich wohl denken, daß es bei diesen nicht blieb; es mag sich manch fröhliche Sitzung bis tief in die Nacht hinein angeschlossen haben. Nicht selten mußte der Täufling aus dem Silberbecher des Hauses Hessen-Rheinfels die Gesundheiten wiederholen, wobei ihm das Matrikelbuch des Ordens (zum Teil im Kreßfelder Museum erhalten) vorgelegt wurde. Man las ihm daraus vor, daß er auf Grund dieser Taufe freie Jagd auf der „Baul“ (einer Klippe im Rhein), freien Fischfang auf dem Loreleyberg habe und trieb andere Kurweil mehr. Endlich hatte er in das Matrikelbuch seinen und seiner Paten Namen einzuzeichnen, das auf diese Weise eine prächtige Autogramm-Sammlung geworden ist; denn es haben sich Kaiser und Könige, Dichter und Maler darin „verewiat“, Kaiser Karl V., die heiligen Fürsten, Siedligen, Berlichingen und andere. Ja, die Freiheiten dieses Ordens waren fürstlicherseits bestätigt und auf Contate 1827 im Namen Georgs, Landgrafen von Hessen, durch Johann Wolf zu Wietelshausen, genannt Schrautenbach, feierlich gewährleistet.

Der Becher von Hessen-Rheinfels, heute verschollen, nachdem er 1870 in Koblenz sich befand, trug die Aufschrift:

„Zu Ehren Sanctgoar am Rhein
Ist gar wohl und fein
Der Landgräflichen Berhannse Stadt
Dies Trinngeschirr gemacht.“

Ein anderer Becher mit den Bildnissen Karls des Großen und seiner Söhne Karl und Pipin, angeblich bei deren Versöhnung dem Heiligtum Sankt Goars gestiftet, war zur gleichen Zeit im Besitz des Inhabers der "Lilie", ist aber seither abhanden gekommen, wie auch die Messingkrone und die Mehrzahl der Dokumente. Brände, Erdbeben, Kriegswirren haben das ihre dazu getan. Von der ganzen Herrlichkeit ist nichts erhalten als die wenigen Bücher in Krefeld und der Silberbecher des Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, den dieser 1683 anlässlich seiner "Taufe" schenkte und der im Besitz der städtischen Verwaltung St. Goar ist.

Das die St. Goarer es sehr ernst mit ihrem Orden meinten, zeigt ein Vorfall von 1665. Damals ließ der Amtmann eine zum Pranger verurteilte Dirne an einem Halsbande ausstellen. Die braven Bürger entrüsteten sich höchstlich über solchen Missbrauch dieses, ihres symbolischen Zeichens und lebten durch, daß künftig leichtfertige Frauenspersonen an den Füßen angeschlossen werden sollten.

Die Neuzeit hat keinen Platz mehr für solche Romantik. Wohin sollte wohl die Bürgerschaft St. Goars kommen, wenn sie heutzutage die „Durchreisenden“ mit Wein laben wollte? Das der Brauch abtam, ist nicht zu bedauern; aber beklagswert ist, daß selbst die Erinnerung an ihn verschwinden beginnt und daß seine historischen Insignien so schlecht behütet wurden.

fische im Mai.

von Walter v. Rummel

Gestlich für die grobe Bielheit aller Fische sind wieder die Tiefeln des Lebens gedeckt. Zu Ende der grausame, der kalte und hungrige Winter, wo nichts als eiligt zu Wasser verrinnende Floden in den See fielen, nichts als schattante Eisböschungen den Fluß herabtrieben. In diesen Tagen der großen Not süßerte der Raubfisch nicht einen Gründling, nicht ein kleines Aitel mehr im freien Strome auf, alle hatten sie sich angstlich und frierend unter das Eis oder in die Uferlöcher vertrochen. Vergeblich durchsuchte der Friedlich die Welle nach einem sich windenden Wurm, hielt ganz umsonst sehnüchtige Ausschau nach einer über die Wasser huschenden Fliede. Raum daß einmal eine kurzlebige, winzige Eintagsfliege hereinwehte. Zu Ende Gottlob die harte Zeit, alles ist wieder in Süße und Fülle da. Und den guten Appetit trübt auch kein schlechtes Gewissen. Denn allen

Genüge gelan, vor allem jener ernstesten und höheren, jener der Fortpflanzung von Art und Geschlecht. Die Forelle begann damit schon vorsichtig im Herbst, und konnte, als ihr der Christbaum weiß und stodig am Ufer stand, im gelben Sande bereits ihre goldenen Eier wiegen. Hecht, Aale und Huchen haben im März und April ausgiebigst ihre fröhlichen und nur manchmal etwas wildbewegten Hochzeiten gefeiert. Zeit, wo der Mai ins Land gezogen ist, sind sie sogar alle bereits wieder glücklich geschieden. Sie sagen es zwar nicht mit dürren Worten, aber im Grunde ihres Herzens sind sie fast alle heilfroh über die glatte Scheidung. Denn wenn man es aus der Vogelperspektive der Vergangenheit nüchtern besah, was war das alles für eine unnütze und entsetzliche Pladerei, Arbeit und Mühe gewesen. All die Kämose und Duelle auf scharke Zähne mit bissigen und ungehobelten Rivalen, die vielen Umlaufmeilelungen der erwählten Eheliebten, zu denen, wollte man nicht gescholten sein, man sich notgedrungen herbeilassen mußte. Nein, nein, es war nicht sehr schade, daß diese ganze Zeit der vielen wahren und falschen Liebesworte endgültig und für ein ganzes Jahr vorüber war. Geblieben von all der Aufregung und Durchlättelung war lediglich Endes nichts als ein Riesenhuber, den man nun, so rasch als das nur sein konnte, zu stillen sich bemühen müste.

So geht denn, mit einem mächtigen Appetit behaftet, im schönen Monat Mai der Hecht gut an die Angel. Allerdings dauert diese Herrlichkeit zumeist nicht sehr lange. Hat der Räuber sich nach seinem Raubgeschäft endgültig satt und vollgefressen, wird er bald faul und träge. Nach der einen, nach den zwei Maiwochen, in denen er noch gut zu fangen ist, verzichtet er bis auf weiteres auf die Ehre, ist dann bis Ende Juli oder Anfang August nicht mehr leicht zu sprechen. Den Huchen kann man ebenfalls im beginnenden Mai noch gut dingfest machen, allerdings nur in jenen Flüssen, die jetzt kein Schneewasser führen, die bereits wieder mit klarer Woge daherrinnen. Hier hat man es sogar wesentlich angenehmer und bequemer als im Winter, Hände und Leine brauchen nicht mehr schmerhaft einzufrieren. Aber auch beim Huchen hat man sich zu beeilen, denn allzu viel der Fährung schwänzelt im Flusse herum, der Rote braucht nur den Rachen aufzupерren, er, der beste und schnellste Schwimmer des Wassers, nur einen raschen Fahrer zu machen und schon hat er auch seinen Tagesbedarf gedeckt. Auch bei ihm lassen, wie beim Hecht, Hunger und Gier nach kurzer Weile aus.

Dafür kann der Angler sich nun an alle anderen, wieder aus ihrem Winterschlaf erwachten Wasserbewohner halten. Karfen und Schleien, die verschiedensten Fries- und Weißfische, die Barbe, alle beißen sie wieder. Vor allem ist aber jetzt die hohe Zeit für Forelle und Asche gekommen. Die ertere hat sich außer in den ganz nährungsarmen Bächen des Hochgebirges bereits von allem harten Hunger erholt, beginnt wieder, fett und drallen Leibes zu werden. Der Asche, die ihre Wohnstätte im schon breiteren Flusse und im Lande besseren Futters hat, ist überhaupt von Sorge und Not nie recht viel anzusehen gewesen. Emig nimmt sie nun, wie ihre Schwester, die Forelle, die Fliege, während die größeren Exemplare der Forelle noch besser mit dem Spinnfisch zu betören sind. Wenn man im Mai auch ans Wasser hinausgeht, immer wird man in gut bestellten Gewässern und wenn man nicht einen besonders kalten und unfeindlichen Tag erduldet hat, mit vollem Rucksack nach Hause kommen. Zur Zeit der "Maisfliege" wird man sich direkt abzusleben haben. Da geht es Schlag auf Schlag. Die Fische scheinen gar nicht erwarten zu können, sich an den Haken und damit aufs Land zu bringen. Das ganze Wasser ist wie ein Toll- und Irrenhaus, jede Scheu und Vorsicht ist gänzlich vergessen. Nichts, nichts als die eine Gier, sich den Magen recht vollzutunen, dittiert die Geschichte der Beschwerten. Dieser beste und reichste Sport des Jahres, der mit der "Maisfliege", kann allerdings entgegen seinem Namen nicht leicht schon im Mai genossen werden. Denn die Maisfliege, die ihren Namen schon vor Einführung des Gregorianischen Kalenders empfing, taucht heute zu meist erst in der zweiten Woche des Juni auf.

Ob Mai oder Juni, schön ist es jetzt immer draußen
am rauschenden Strom, am murmelnden Flusse. Am
schönsten aber wohl wenn wir uns dazu bequemen, selbst
in die wandernde Welle einzusteigen und uns von ihr lang-
sam mitnehmen lassen. Zwischen dichten Mauern von
schwerem, fast tropischem Grün geht unter Wasserreg'd dahin,
der Baulbaum leuchtet in dichter weißer Blüte auf, die
vielen anderen Büsche versuchen, es ihm gleich zu tun, bald
schimmert es wieder weiß, bald gelb und bald rosa. In
einem Garten, dessen Grundton vom ersten jungen und
lichten Baumgrün angeklungen wird, wandern wir dahin.
Unter einer Sonne, die seit kurzem selbst wieder jung, stark
und lebenspendend geworden ist. Und mit ihr auch ihr
Erden- und Sorgenkind, der Mensch. Hell liegt vor ihm das

große, weite Land der Zukunft, dem seine Lebenswelle entgegenreicht. Und ist das frohe Bild, das er da sieht, vielleicht auch nichts weiter als ein holden Trug, immer hat er für eine ganze volle Schicksalsfeierstunde einen guten, hellen Schein in Herz und Auge bekommen.

Wer daher es nur immer kann, der wandere jetzt im Mai hinaus an blauenden See, an den grünen Fluk. Viel mehr als nur ein paar Fische wird er erbeuten, reichen und schweren Segen mit sich nach Hause tragen.

Neue Bücher

* Isadora Duncan: „Memoiren“. (Amalthea-Berlag, Wien.) Das spannend geschriebene Buch eröffnet einen fesselnden Einblick in die Tiefen einer großen Frauen- und Künstlerseele. Mit ungeahnter Kühnheit bekannte die Verfasserin alle Geschehnisse ihres äußeren und inneren Lebens und erzählt ungehemmt die Wahrheit, gleichgültig ob erhabend oder niederschmetternd. Auf Erochen beklommender Armut und bitterster Not folgen verschwenderischer Glanz und üppigster Reichtum. Wir begleiten die Künstlerin auf Seereisen und Nilfahrt an Bord fürstlich ausgestatteter Privatfachten, wir werden mit ihr in den tollen Wirbel des Karnevals von Nizza, der feinen Künstlerfeste von Versailles usw. geführt. Dann wieder folgen auf eine amerikanische Tournee mit märchenhaften Erträgenschaften Zeiten des grauen Elends. Erstaunlich und zugleich ungemein fesselnd ist die Unbefangenheit, mit welcher diese griechisch fühlende und lebende Frau ihr reichbewegtes Liebesleben schildert. Auch hier schärfste Kontraste: schwärmische Hingabe und tollste Ausschweifung lösen Krisen ab, in denen sich Isadora in mahlloser Elferucht verzehrt. In wahrhaft tragischer Weise beschreibt die Verfasserin die große Katastrophe ihres Lebens: den furchtbaren Tod ihrer beiden Kinder, die vor ihren Augen in den Fluten der Seine ertrinken. Besonders reizvoll ist auch die Schilderung verschiedener bedeutender Menschen, mit denen die Künstlerin in allen kulturellen Zentren Europas und Amerikas Beziehungen unterhielt. Sie erzählt von ihren Gesprächen mit der wundervollen Duje, mit d'Annunzio, Rodin, Ernst Haedel, Cosima Wagner, Franz von Stud, Hermann Bahr und vielen anderen. Die Memoiren waren beim tragischen Ende der Duncan unvollendet. Diese Lücke — die Berufung Isadora Duncans nach Moskau, ihre dortige propagandistische Tätigkeit, ihre unglückliche Ehe mit Jessenin — überbrückt mit gewohnter Meisterschaft René Hölden-Müller auf Grund seiner persönlichen Bekanntschaft. Else Wiesenthal zeigt — unterstützt durch reizvolles Bildmaterial — die Entwicklung der Tanzkunst aus der starken Balletttradition bis zum völligen Rafttanz. Das reich illustrierte Buch ist mehr als die glänzende Schilderung eines höchst interessanten Menschenschicksals.

* „Rasputins Ende“ von Fürst Felix Jussupow. Mit einem Vorwort von Klabund. (Pantheon-Berlag, Berlin B. 9.) Rasputin ist 1918 in der Nacht zum 17. Dezember von Fürst Felix Jussupow mit Unterstützung des Großfürsten Purischewitsch ermordet worden. Ein Jahr ist es her, und doch ist er bereits zu einer fast sagenhaften Gestalt geworden. Nur sein Neukeres steht einwandfrei fest, durch zahlreiche Photographien der Welt überliefert. Ueber seine innere Persönlichkeit gehen die Meinungen weit auseinander, und es gibt kaum zwei Menschen, die über das Wesen dieses fälschlichen Menschen ein und derselben Auffassung sind. Den einen ist er der rohe, ungebildete und eile Bauernparte, den anderen der hervorragend begabte, mit eiserner Energie und ungeheurer suggestiver Macht ausgestattete Mensch, den einen Verbrecher, den anderen Heiliger. — Es wird den kommenden Geschichtsschreibern vorbehalten bleiben, den wahren Kern dieser Persönlichkeit aus dem Wirrwarr der Gerüchte, Legenden und politischen Lüdenhaften herauszuschälen, und die einflussreiche Rolle, die er in der Politik Russlands während der letzten Herrscherjahre Nikolaus II. gespielt hat, eindeutig festzustellen. — Jussupows Buch bietet unzweifelhaft sehr wertvolles Material! Sein Hauptwert liegt darin, daß es einen wahrheitsgetreuen Niederschlag des mit Rasputin persönlich Erlebten enthält, und daß es die erste authentische Darstellung von Rasputins Ermordung sowie ein Verständnis der psychologischen und politischen Motive der Tat bietet. Das Buch liest sich wie ein spannender Roman. — In dem von Klabund geschriebenen Vorwort „Geschichte und Legende, Wahrheit und Dichtung, Mythos und Persönlichkeit“ wertet der Dichter der Gegenwart die „Rasputiniade“ als den Legendenstoff, aus dem die Dichter kommender Zeiten Geschichte und Gedichte, den Mythos, gestalten werden.

* Anna von Sachn-Harnack: „Die Frauenbewegung“. Geschichte — Probleme — Ziele. (Deutsche Buch-Gemeinschaft Berlin SW. 68.) Das vorliegende Werk will dem Leser, und zwar auch dem, der sämtlichen Frauenproblemen bisher ferngestanden hat, einen Einblick eröffnen in den geschichtlichen Gang der Entwicklung, es will die Probleme zeigen, um die die Frauen zurzeit ringen, und die Ziele aufweisen, nach denen die Bewegung als Ganzes strebt. Es wird gezeigt, wie die Frauenbewegung sich der drei Lebenskreise bemächtigt hat, in denen jeder einzelne Mensch steht. Zunächst werden ihre Beziehungen zur Familie, zur Ehe und zur Mutterschaft dargelegt, anschließend daran wird der Kampf der Frau um die Erhaltung der Volksstiftlichkeit geschildert. Der zweite große Lebenskreis, den die Frauenbewegung ergriffen hat, ist Bildung und Beruf. Der dritte große Lebenskreis umschließt das öffentliche Leben. Der Kampf um das politische Stimmrecht ist hier das Thema. Eine Fülle von lebensvollen Persönlichkeiten tritt uns entgegen. Tieftragische Situationen wechseln mit solchen, über die wir heute lächeln können, wenn sie auch den Teilnehmern seinerzeit nichts weniger als lächerlich vorgekommen sein mögen. Alle die behandelten Probleme sind heute im wahrsten Sinne des Wortes Gegenwartsfragen, an denen niemand vorübergehen kann, der seine eigene Zeit versteht will.

* Maria Evers: „Die Mutter“. 8°. Text zweifarbig auf feinstem Büttenpapier. 32 Seiten und 8 Bilder im Kupferstichdruck. (Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 23.) Was hier in Form von Briefen der Freundin an eine junge Mutter sich gibt, ist in Wahrheit eine religiöse Dichtung auf Frauenwürde und heilige Mutterschaft. Der Empfang, die Pflege und erste Erziehung und schließlich das, was man „Auflärung“ nennt und was für echte Frauen (wie hier) doch etwas ganz anderes, unvergleichlich Reines und Hohes ist — das sind die Gesprächsthemen, über die sich Freundinnen austauschen. Zum Muttertag — ein Mutterbuch.

* Hermann Oldenbourg: „Buddha“. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Zusammengestellt aus dem gleichnamigen Werk durch G. Lindenlaub. (Georg Westermann, Braunschweig.) Vom Leben und von der Lehre Buddhas erzählt dieses prächtige Büchlein: von seiner Jugend, von den Anfängen seiner Lehrtätigkeit, der Predigt von Benares und den Bekehrungen. Sein Wirken, sein tägliches Leben und sein Verhältnis zu seinen Gegnern wird knapp und anschaulich geschildert. Diese kleine Auswahl aus Hermann Oldenburgs berühmtem Werk ist für jedermann leicht verständlich; ihre Aufschaulichkeit wird unterstützt durch einen Bilderanhang. Der Band bildet eine wertvolle Belehrung der Sammlung „Wissenschaftliche Volksbücher“.

* Mortle Johnston: „Herr der Johnny“. Aus dem Englischen übertragen von Franz Fein. (Th. Knaur Nachf., Berlin B. 50.) Wäre man ohne Kenntnis von Alter und Geschlecht des Autors, so würde man dieses Werk als großartige Dichtung eines reifen Menschen anstrechen müssen. Weiß man aber, daß der Verfasser dieses Romans ein 18jähriges irisches Mädchen ist, so bewundert man die Genialität dieser Schöpfung. Kaum ein Charakter dieses Buches ist nicht auf iraende Weise liebenswert.

* „Geschichte des Welthandels“ von Oberstudiedirektor Prof. Dr. M. G. Schmidt. (Verlag von S. G. Teubner in Leipzig.) Der vorliegende Band, der bereits in 5. Auflage erscheint, behandelt die Entwicklung des Welthandels vom Altertum bis zur Gegenwart. In dem Gedanken, daß gerade unsere Zeit des gesteigerten Welthandels wohl mit dem lebhaften Interesse aller Gebildeten für wirtschaftliche Fragen rechnen darf, hat der Verlag den Rahmen des Wertes erheblich erweitert. Dabei wurde auf die geopolitischen Zusammenhänge besonderer Wert gelegt.

* F. Thomas: „Zimmerkultur der Kakteen“ (S. Neumann, Neudamm.) Der Zweck des Thomaschen Buches: „Kurze Anleitung zur Zimmerkultur der Kakteen“ ist ausschließlich der, eine Kulturanweisung zu geben, welche den Verhältnissen der großen Mehrheit der Kakteenzüchter entspricht und es überhaupt jedem möglich macht, auch bei geringem Raum erfolgreich diese Pflanzen zu kultivieren. Als Standpunkt der Kakteen wurde in dem Buche vor allem an das Zimmerfenster gedacht, wo sie je nach ihrer Art und der Jahreszeit entweder vor oder hinter demselben aufgestellt werden; denn wenn auch die in Treibhäusern gezogenen Exemplare sich durch schnelles und üppiges Wachstum vor allen anderen auszeichnen, so werden doch viele Arten der in freier Luft ohne alle künstliche Treiberei wachsenden Kakteen mit der Zeit nicht nur ebenso große Pflanzen, sondern sie werden auch durch kräftige Bestachelung und strohende Gesundheit ihre durch künstliche Wärme verärgerten Brüder übertreffen.